Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 20. 1897.

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

3. (Nachdr. verboten.)

Prätorius & Comp. war eines der ältesten und angesehensten Bankhäuser der Stadt. Erst vor wenigen Jahren war ein neuer Prachtbau an einer der Hauptverkehrsadern erstanden, in dem nun die Bureaux der Firma und die Privatwohnungen ihrer Chefs sich befanden. Alle dort Vorübergehenden hatten die feuer- und diebessicheren Gewölbe entstehen sehen, die zur Aufnahme der Depots, der Werthpapiere, der Metallvorräthe der Firma bestimmt waren, hatten die großen eisernen Gitter und Barrièren angestaunt, die da und dort angebracht wurden. Ebenso hatte die zahlreiche vornehme Kundschaft der Firma die vorzüglichen Einrichtungen im Innern des Hauses, die hohen, vornehmen Comptoirs, in denen ganze Reihen von Beamten saßen, die Kassenschränke, die unterirdischen Gewölbe und Alles das eingehend besichtigt und gebührend bewundert.

Das Vertrauen zu Prätorius & Comp. war in allen Kreisen ein unbedingtes und blindes. Und mit Recht. War doch der alte Kommerzienrath Prätorius, der alleinige Besitzer und Leiter des Instituts, Zeit seines Lebens ein braver, redlicher Charakter gewesen, der durch Fleiß und Umsicht die alte mehr als hundertjährige Firma bedeutend emporgebracht hatte, war doch der alte Prätorius, wie er kurzweg hieß, in allen Handels- und Börsensachen eine anerkannte Autorität, dessen Kauf- oder Verkaufordres an der Börse einen oft bewährten Einfluß auf Hausse und Baisse hatten.

Es war sozusagen Tradition im Hause Prätorius & Comp., daß niemals fremdes Kapital Einfluß auf die Geschäftsführung gewinnen durfte, daß aber auch nie große Summen den

Das Thal des Tajo in der Provinz Guadalajara (Spanien). [S. 155]

Fonds des Hauses entnommen wurden. So hatte sich die Praxis ausgebildet, daß etwa vorhandene Töchter in der Familie nicht eine bare Mitgift ausbezahlt erhielten, sondern nur Antheile am Gewinn der Firma bekamen. Oft auch traten die Schwiegersöhne in die Firma ein, wenn sie Neigung und Geschick zum Geschäft hatten, daher dann der Name „Prätorius & Comp." Diese Praxis hatte sich als sehr vortheilhaft erwiesen, denn ihr war es zu danken, daß das Stammvermögen des Hauses nie zersplittert worden war, und deshalb hatte sich auch Kommerzienrath Oswin Prätorius entschlossen, dieselbe beizubehalten. Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Es galt ihm für ausgemacht, daß sein Sohn Walter sein Nachfolger, sein Schwiegersohn aber, den er sich am liebsten als tüchtigen Kaufmann dachte, die „Compagnie" werden sollte.

Unter dem großen Thore der Bank von Prätorius & Comp. stand ein langbärtiger Thürhüter mit großem Dreimaster und mächtigem Bandelier, der die Aufgabe hatte, die Leute, die noch nicht genügend Bescheid in dem weitläufigen Gebäude wußten, zurechtzuweisen, dann aber auch ein aufmerksames Auge auf die Passanten und überhaupt auf die Vorgänge um das Haus herum zu halten.

Deshalb sah der Thürsteher schon von Weitem Herrn Jakobs sich nähern und lächelte ein wenig über die unterwürfige, schmeichelnde, süßliche Art und Weise, wie Jener herankam, und die er schon von früher her an ihm zu kennen schien.

„Ergebensten guten Morgen, mein wertheſter Herr Gruner," sagte Jakobs; „etwas frisch heute. Hoffentlich geht es Ihnen aber wohl, Herr Gruner."

„Ich danke der Nachfrage, Herr Jakobs, es geht mir gut," antwortete der Thürsteher. „Was wünschen Sie?"

„Ach, ich hätte eine kleine Angelegenheit mit dem jungen Herrn Walter zu erledigen, und wenn ich das Glück haben könnte, mit ihm persönlich zu sprechen, so wäre ich darüber sehr erfreut, denn mir liegt außerordentlich viel daran."

„Ich glaube, Sie kommen gerade recht, Herr Jakobs. Wenn ich nicht irre, so sah ich vor einigen Minuten Herrn Walter Prätorius aus seiner Privatwohnung herunterkommen und in sein Bureau gehen."

„Ach, wie gütig Sie sind, Herr Gruner! Ich danke Ihnen viel tausendmal. Aber ich habe eine etwas heikle Angelegenheit vorzubringen. Sie wissen wohl nicht zufällig, Herr Gruner, wie er gelaunt ist? Ich möchte ihm um Alles in der Welt nicht ungelegen kommen."

„Ja, das weiß ich nun freilich nicht," sagte der Thürsteher achselzuckend, „da müßten Sie es schon auf einen Versuch ankommen lassen."

Dazu schien sich Jakobs denn auch zu entschließen und ging nach vielen freundschaftlichen Betheuerungen, Händeschütteln und Grüßen an dem Manne vorbei in's Haus hinein.

Das Privatcomptoir des Herrn Walter Prätorius machte mit seiner eleganten, modernen Einrichtung einen mehr salonartigen Eindruck, nur mit dem Unterschied, daß auf den Tischen und Etagèren statt der lyrischen Gedichtsammlungen Kurszettel und Depeschen, statt der niedlichen Stickereien und Damennippsachen Rauchutensilien, Schreibzeuge und dergleichen herumstanden. Deshalb war aber der junge Herr Prätorius doch kein so eifriger Geschäftsmann, wie man vielleicht hätte annehmen können. Er hielt allerdings gewisse Bureaustunden ein, aber weniger aus Geschäftsinteresse, als vielmehr um seinem Vater einen Gefallen zu thun. Vor seinem Vater, dem alten Kommerzienrath, hatte er gewaltigen Respekt, und Niemand außer ihm hätte ihn vielleicht im Bureau festhalten können. Walter Prätorius war viel lieber im Cirkus, im Rennstall, in den Theatern, namentlich wenn Operetten und Ballete gegeben wurden, als in seinem Arbeitszimmer.

Er war mehrere Jahre in London und Rom gewesen und erst seit kurzer Zeit wieder zurückgekehrt. In seinem Aeußern war er ein vollendeter Kavalier, wie das seine gesellschaftliche Stellung und sein Vermögen erforderte. Auf seinen Zügen lag jene eigenthümliche müde Bläſſe, jene apathische Lässigkeit, die man bei jungen Herren seiner Stellung nur zu oft findet.

Als Jakobs in das Kabinet des Herrn Prätorius jun. eintrat, las dieser gerade die Zeitung und gähnte. Es war fast spaßig anzusehen, wie sich Ersterer in wahrer Bedeutung des Wortes an den jungen Mann heranschlängelte. Die fortwährenden, immer rascher aufeinander folgenden Verbeugungen machten den Eindruck, als ob sich eine dicke, fette Schlange heranwand.

„Nun, Sie alter Schlaumeier," redete ihn Walter Prätorius ziemlich ungenirt an, „wen haben Sie denn wieder einmal 'reingelegt?"

„Gnädiger Herr belieben zu scherzen," schmunzelte Jakobs unterthänig.

„Ich scherze gar nicht, am allerwenigsten mit Ihnen."

„Gnädiger Herr, wenn man sechs lebendige Kinder hat und eine kranke Frau," lamentirte Jakobs wieder, „so heißt's stramm verdienen, und man kann sich die Geschäfte, die man macht, nicht immer aussuchen. Ich hoffe, der gnädige Herr halten mich für ehrlich."

Herr Prätorius lachte. „Ehrlich?" rief er; „ja, mein Lieber; ich halte Sie für so ehrlich, daß, wenn ich Ihnen aus Versehen einmal die Hand gereicht habe, ich nachher meine Finger zähle, ob sie noch alle daran sind."

Nun lachten die Herren beide, Jakobs natürlich mit einer tiefen Verbeugung, mit der er gleichsam dankend für den Witz quittirte.

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich von mir, Jakobs?"

„Gnädiger Herr, Sie wissen, ich bin ein armer Mann, der seine paar Groschen nöthig braucht. Ich wollte Sie bitten, mir ein Accept zu giriren, damit ich es begeben kann. Es sind nur zwölfhundert Mark, und das Papier ist für diese Summe von Frau Doktor Zehlen acceptirt."

Der junge Herr Prätorius wurde aufmerksam. „Von Frau Doktor Zehlen?" fragte er erstaunt.

„Zu dienen, gnädiger Herr. Das Papier ist zum 2. Januar fällig, aber ich brauche, wie gesagt, nothwendig Geld. Ich würde mir gern den Abzug der Zinsen gefallen lassen, wenn ich den Wechsel nur begeben kann. Wenn nun der gnädige Herr die Güte haben wollten, mir das Papier zu giriren, so wäre es für mich bares Geld."

„Ja, aber wie kommt denn Frau Doktor Zehlen dazu, mit Ihnen Geldgeschäfte zu machen?"

„Du lieber Himmel, gnädiger Herr, kleine Verlegenheiten kommen wohl überall einmal vor, wir sind eben nicht alle Millionäre, wie Prätorius & Comp. Gewiß waren es nur ganz vorübergehende Verlegenheiten, die Frau Doktor Zehlen veranlaßten, sich meiner zu bedienen."

„Sie wissen doch, Jakobs," sagte Herr Prätorius streng und abweisend, „daß wir solche Geschäfte nicht machen."

„Mein Gott, ja, gnädiger Herr, ich weiß das. Ich dachte nur, daß der gnädige Herr in diesem Falle eine Ausnahme machen würde, da es sich um eine Unterschrift von Frau Doktor Zehlen handelt, von der ich glaubte annehmen zu sollen, es sei Ihnen nicht angenehm, wenn sie in Cirkulation gesetzt würde."

„Weshalb glaubten Sie denn das annehmen zu sollen?"

„Nun," schmunzelte Jakobs, indem er etwas verlegen that, „gnädiger Herr, ich hatte bei dieser Gelegenheit die Ehre, Fräulein Charlotte Zehlen kennen zu lernen. Sie ist eine Perle, ohne Zweifel, und als ich Gelegenheit hatte, zu vernehmen, wie sie von Ihnen, gnädiger Herr, enthusiasmirt ist, da kam mir unwillkürlich die Idee, es könnte Ihnen vielleicht nicht lieb sein, wenn dieses Accept bei Hinz und Kunz überall cirkulirte."

„Sie alter Schneefieber," polterte ihn Herr Prätorius mit zornig sein sollender Heftigkeit an, „wie kommen Sie dazu, sich um Sachen zu kümmern, die Sie nichts angehen?"

„Gnädiger Herr —" bettelte Jakobs. Er sah wohl, daß dieser Zorn des jungen Herrn nicht zu fürchten war, daß er im Gegentheil nur eine Aeußerung der Rührung oder auch nur der befriedigten Eitelkeit verbergen sollte.

„Geben Sie Ihren Wisch her," sagte der junge Prätorius weiter und riß Jakobs das Papier heftig aus der Hand. Dann drückte er auf die Rückseite einen Stempel und versah ihn mit der Unterschrift: Prätorius & Comp.

Jakobs war in der Seele froh. Das Stück Papier, das erst, wie er wohl wußte, nichts werth war, war nun plötzlich „bar Geld" geworden. Was kümmerte er sich darum, was für Folgen die falschen Vorstellungen hatten, die er durch seine pfiffigen Verlogenheiten in dem jungen Mann erweckt hatte!

„So! Und nun gehen Sie an die Kasse und holen Sie sich die Valuta. Aber das sage ich Ihnen, Jakobs, solche Geschäfte machen Sie mir nicht wieder. Ich werde Frau Doktor Zehlen vor Ihnen warnen."

„Gnädiger Herr, wenn man sechs lebendige Kinder und eine kranke Frau hat —"

„Ach, lassen Sie das nur. Mir müssen Sie solche Faxen nicht vormachen! Gehen Sie, packen Sie sich."

„Gnädiger Herr, ich verdiene auf Ehre und Seligkeit an der Sache zwölf Mark und zweiundfünfzig Pfennig. So wahr ich hier stehe."

„Gehen Sie, Jakobs."

„Bringen Sie mich nicht um die Kundschaft, gnädiger Herr."

„Gehen Sie."

Als Jakobs wirklich Anstalt machte zu gehen, sagte der Bankier zögernd: „Apropos, Jakobs, war etwa zufällig in Ihrer Gegenwart davon die Rede, ob Frau Doktor Zehlen heute Abend zu uns kommt?"

„Es war davon die Rede, gnädiger Herr, und ich kann Ihnen bestimmt sagen, daß Fräulein Charlotte mit ihrer Mutter heute Abend bei Ihnen erscheinen wird. Sie zitterte schon gestern Abend vor Aufregung und Erwartung. Sie wollte sich schön machen wie eine Fee, sagte sie, und — offen gestanden — ich glaube, ein guter Theil des Accepts kommt heute Abend in Gestalt von Spitzen und Bändern —"

„Es ist gut, ich mag nichts weiter davon wissen. Gehen Sie, sage ich."

„Gnädiger Herr, ich habe die Ehre —"

„Und das sage ich Ihnen, Jakobs, wenn Sie etwas ausplaudern sollten, und wenn es auch nur ein Wort ist, so setzen Sie den Fuß nicht wieder über die Schwelle von Prätorius & Comp."

„Bei Allem, was mir heilig ist, gnädiger Herr, keine Silbe, keinen Ton werde ich verlauten lassen!"

Nach diesen kräftigen Betheuerungen zog sich Jakobs endlich zurück.

Unter dem Hausthor stand noch immer Gruner mit seinem Dreimaster und seinem buntschillernden Bandelier, und Jakobs fragte ihn im Vorbeigehen, ob dem „wertheſten Herrn Gruner" ein Prischen gefällig sei. Es war

dem großen Thürhüter wirklich eine Prise gefällig, und während er verständnißinnig schnupfte, fragte Jakobs ganz beiläufig: „Der Graf war wohl heute noch nicht hier, wertheſter Herr Gruner?“

„Sie meinen den Grafen v. Fielitz, Herr Jakobs?“

„Denſelben. Was gehen mich alle übrigen Grafen der Welt an?“

„Machen Sie mit dem auch ſolche Geſchäfte?“ fragte Gruner, indem er in kurioſer Weiſe mit dem Zeigefinger an der Kravatte hin und her fägte.

„Ach, Du lieber Gott, mein wertheſter Herr Gruner, wenn Sie wüßten, wie ſchlecht heutzutage die Geſchäfte gehen! Es iſt zum Verhungern. Heutzutage iſt Derjenige am allerbeſten daran, der im feſten Amt und Brod ſteht und ſein Gewiſſes erhält, wenn der Monat um iſt. Ach, wenn Sie wüßten, mein wertheſter Herr Gruner, wie manche ſchlafloſe Nacht mir Graf Fielitz ſchon verurſacht hat. Ja, er hat mich manchmal in Anſpruch genommen, und ich habe es ſeit vier Jahren täglich verſchworen, wieder mit ihm Geſchäfte zu machen, aber ich habe nun einmal ein zu gutes Herz. Und wenn ich einen Mitmenſchen in Noth ſehe, ſo muß ich helfen, ich mag wollen oder nicht. Wie ſteht es denn nun eigentlich mit ihm? Die Verlobung iſt doch wohl nun in beſtimmter Ausſicht?“

„Sie meinen die Verlobung des Grafen mit unſerem Fräulein?“

„Natürlich, mit Fräulein Prätorius. Mit wem ſonſt, mein wertheſter Herr Gruner?“

„Ich weiß gar nichts, Herr Jakobs.“

„Nun, nun, wenn man ſo wie Sie Tag für Tag im Hauſe iſt, ſo ſieht und hört man doch einmal etwas —“

„Ich nicht, ich gewiß nicht, Herr Jakobs.“

„Sie brauchen wahrhaftig nicht zu fürchten, Herr Gruner, daß ich von Ihren Mittheilungen einen unerlaubten oder auch nur unpaſſenden Gebrauch machen würde. O mein Gott, kein Grab iſt ſo verſchwiegen wie ich, aber Sie werden mir wohl glauben, daß mich nur das dringendſte Intereſſe, die Sorge um meine ſechs lebendigen Kinder und meine kranke Frau, veranlaßt, nach der Sache zu fragen.“

Noch während Jakobs ſo ſprach, fuhr ein elegantes Coupé vor dem Hausthor vor, dem ein Herr von ſehr vornehmem Ausſehen entſtieg. Einen funkelnden neuen Seidenhut auf dem Kopfe, ein Monocle im Auge, das vornehm-geringſchätzig, aber etwas ſtechend blickte, mit ziemlich blaſſen und verlebten Zügen, einen dicken, dunkeln Schnurrbart unter der Naſe — machte der Herr einen durchaus ariſtokratiſchen und etwas hochtrabenden Eindruck. In der Hand trug er einen prachtvollen Strauß gelber Theerоſen, die um dieſe Zeit gewiß mit einem ſchweren Preiſe hatten bezahlt werden müſſen. Mit einem ganz flüchtigen, kaum merklichen Kopfnicken begrüßte er die Beiden und wollte raſch vorüber.

„Herr Graf, Herr Graf!“ ſagte Herr Jakobs übereifrig und machte einen ſeiner geſchmeidigſten und tiefſten Bücklinge.

„Ach, Sie ſind's, Jakobs?“ ſagte der Herr vornehm-läſſig, „Sie können morgen Früh 'mal bei mir vorbeikommen — wenn Sie wollen.“

Fort war er! Wie eine Sternſchnuppe war er vorüber gehuſcht, glänzend, ſtrahlend, nobel.

„Seine Ausſichten müſſen doch wohl gut ſtehen,“ murmelte Herr Jakobs, als er ſich einige Augenblicke ſpäter gemächlich an der Häuſerreihe hinſchob; „denn ſonſt wäre er gewiß nicht ſo protzig.“

4.

Es war gegen zwölf Uhr Mittags. Frau Kommerzienrath Prätorius, die wieder einmal „ihre Nerven hatte“, war etwas ſpät aufgeſtanden und ſaß nun mit ihrer Tochter Elsbeth im Speiſeſaal beim zweiten Frühſtück: Bouillon, etwas kalten Aufſchnitt, Eier und — Cognac, den Frau Kommerzienrath Prätorius zur Stärkung ihrer Nerven ganz beſonders und in oft bedenklicher Menge hochſchätzte.

„Dieſes entſetzliche Wagengeraſſel bringt mich noch um,“ rief ſie in verzweifeltem Tone aus, „ich habe die ganze Nacht kein Auge zumachen können. Um's Himmels willen, Elsbeth, zieh den Vorhang dort zu. Dieſer Zug bläst mich ja fort. Ich arme, unglückliche Frau, wann wird mein Leiden ein Ende nehmen!“

„Sobald Du Dir einmal zur Abwechslung einbildeſt, geſund zu ſein, Mama,“ ſagte Fräulein Elsbeth, eine blaſſe, etwas überreizt und kränklich ausſehende Blondine, ziemlich mürriſch. Es ſchien, als ob die ewigen Klagen ihrer Mutter ihr läſtig wären.

„Herr meines Lebens, Elsbeth, Du biſt entſetzlich! Wie kann man ſo lieblos, ſo grauſam, ſo fürchterlich von ſeiner Mutter ſprechen? Bin ich nicht ſchon durch meine ſchrecklichen Leiden geplagt genug? Mußt Du mich auch noch peinigen? Himmel! Mein eigenes Fleiſch und Blut.“

„Aber Mama, Du biſt eine Plage, ein wahres Kreuz für Deine Umgebung. Hat Dir nicht der Medizinalrath Hofwerder oft genug wiederholt, daß Dir nichts fehlt, daß alle Deine Krankheiten auf müßigen Einbildungen und Uebertreibungen beruhen? Warum mußt Du mir immer und immer wieder die Ohren voll jammern?“

„Du biſt das undankbarſte Kind unter der Sonne, Elsbeth. Du bringſt mich noch unter die Erde. Was kann ich arme unglückliche Frau dafür, wenn Hofwerder ein Dummkopf iſt und nicht ſieht, wo mir's fehlt?“

„Es ſieht es aber auch kein anderer Arzt.“

„Sie ſind eben alle Dummköpfe. Siehſt Du das nicht ein?“

Fräulein Elsbeth ſeufzte ungeduldig auf und ſah es offenbar als eine Art Erlöſung an, als jetzt ein Diener eintrat, der ſchon ſo manches Mal als Ableiter für derartige Klagelieder gedient hatte. In der That hatte Frau Prätorius kaum den einfältig ausſehenden jungen Menſchen geſehen, als ſie von ihrer Tochter abließ und ſich auf jenen ſtürzte.

„Friedrich, Sie ſind ein Pinſel!“ brach ſie entrüſtet los.

„Gnädige Frau —?“ ſtotterte der Diener beſtürzt.

„Habe ich Ihnen nicht ſchon hundertmal geſagt, daß ich eine Waſſerflaſche auf dem Frühſtückstiſch ſehen will?“

„Gnädige Frau trinken nie davon,“ wagte der Diener zu erwiedern, vielleicht in der Erinnerung, daß er ſchon Hunderte von Malen eine Waſſerflaſche wieder mit fortgeräumt, wie er ſie hingeſetzt hatte, ohne daß auch nur ein Tropfen gebraucht worden wäre. Allein ſchon dieſe wenigen Worte genügten, um einen Entrüſtungsſturm bei der ſehr erregten Frau zu entfeſſeln.

„Unerhörte Frechheit!“ rief ſie, „wollen Sie mir etwa einen Vorwurf daraus machen, daß ich infolge meines leidenden Zuſtandes kein Waſſer trinken darf? Oder gar, daß ich um meine wüthenden Schmerzen zu lindern, mitunter etwas Cognac nippen muß?“

„Aber Mama, Friedrich denkt ja gar nicht daran.“

„Was? Der Lauſcher, der Horcher! Was hat er denn jetzt überhaupt im Zimmer zu ſuchen?“

„Halten zu Gnaden, gnädige Frau, ich kam, um den Herrn Grafen v. Fielitz anzumelden, der den Damen ſeine Aufwartung zu machen wünſcht.“

„Und das ſagen Sie erſt jetzt, Sie Plaudertaſche? Ach Gott im Himmel, meine Nerven! Die Leute bringen mich noch in die Grube. Was ſtehen Sie noch da und laſſen den Herrn Grafen draußen warten?“

Elsbeth gab dem Diener einen Wink, und dieſer war himmelfroh, wieder gehen zu können. Gleich darauf trat Graf Fielitz ein, der in verbindlicher Weiſe ſeinen Strauß von gelben Theerоſen der Frau Kommerzienrath überreichte, indem er ſich mit beſorgter Miene nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigte.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ entgegnete dieſe geſchmeichelt. „Sie ſind doch immer noch der einzige Menſch, der mir in meinem ſchweren Leiden wohlzuthun weiß und auch wirklich wohlthut. Dieſe ſchönen Blumen, der herrliche Duft, ach, der wunderbare Duft —“

„Die Blumenſeelen,“ ſagte der Graf galant, „finden bei zarten Frauen immer etwas Verwandtes, und ich freue mich, Ihnen in dieſer Weiſe meine Gratulation zu Ihrem heutigen Feſt zu Füßen legen zu können, gnädige Frau.“

„Ach, Du lieber Himmel, Herr Graf — nun ja, Sie haben Recht, es iſt mein Geburtstag heute, deshalb auch die große Soirée heut Abend, auf der wir Sie doch hoffentlich auch begrüßen können?“

„Selbſtverſtändlich, gnädige Frau.“

„Gut. Wiſſen Sie, Herr Graf, ohne jede Schmeichelei, es thut mir immer wohl, wenn ich auf ſolchen Geſellſchaften bei Prätorius & Comp. nicht lauter trockene Krämer- und Kaufmannsſeelen um mich herum habe, ſondern auch einmal einem Mann von Welt die Hand drücken kann. Denn Sie verſtehen mich und meine Leiden ja doch am beſten.“

„Das Mitleid, gnädige Frau, läßt leicht verſtehen, auch Schmerzen und Leiden, die wir nicht kennen, ſondern nur ahnen.“

„Ach, ich weiß ja, Herr Graf, Sie beſitzen ein gefühlvolles Herz, und deshalb beſchwöre ich Sie, laſſen Sie uns heute nicht von Feſten reden. Haben Sie Mitleid mit meinem zermarterten Kopfe!“

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, gnädige Frau, wie unendlich ich bedauere, Sie heute ſo wenig disponirt zu finden, und diesmal bedauere ich Sie wahrhaftig nicht nur aus Mitleid mit Ihren Leiden, ſondern auch aus Mitleid mit mir ſelbſt,“ entgegnete der Graf.

„Mit Ihnen ſelbſt, Herr Graf?“ fragte Frau Prätorius erſtaunt, und auch Elsbeth ſah ihn geſpannt an.

„Ja, mit mir, gnädigſte Frau,“ fuhr Graf Lothar mit beſonderer Betonung und in faſt feierlich zu nennender Weiſe fort, „denn auf dieſem Feſte hoffte ich den Preis zu erringen, der das einzige Ziel meines Strebens, der Gegenſtand meiner ſüßeſten Träume, meiner innigſten Wünſche, meiner heißen Sehnſucht iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Das Thal des Tajo in der Provinz Guadalajara (Spanien).

(Mit Bild auf Seite 153.)

Der Tajo (ſprich: Tachho) entſpringt in der Serrania de Cuenca, am Weſtabhange der Muela de San Juan; dort liegt auf einer mit Gras und Wachholderſträuchern bedeckten Hochfläche die Fuente de Abrega, die Quelle des meiſtbeſungenen Fluſſes der Iberiſchen Halbinſel. In der Provinz Guadalajara erreicht der Tajo die Einöden der Neukaſtiliſchen Steppe. Hier ſchlängelt er ſich durch nackte oder mit Tamariskengebüſch bewachſene ſteile, zerriſſene Ufer dahin, deren Wände aus Mergel, Thon, Gyps und Geſchiebehügeln beſtehen. Stellenweiſe bildet er da, wie unſer Bild auf S. 153 zeigt, wildromantiſche, maleriſche Uferlandſchaften. Zum Strome wird er erſt an der portugieſiſchen Grenze, nach deren Ueberſchreitung er Tejo heißt; von Santarem an trägt er

Johanna Stegen vertheilt in der Schlacht bei Lüneburg am 2. April 1813 Patronen an die Soldaten. (S. 158)

Humoristisches: Lebensbeschreibung des Naturforschers Wühlmeier.

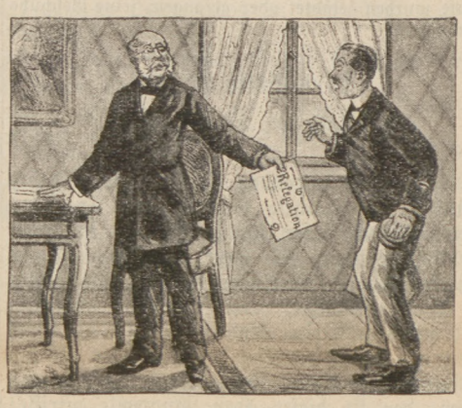
Der Naturforscher Wühlmeier hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Schon als Kind zogen ihn die Bücher mächtig an,

und schon im zarten Alter machte er einen praktischen Versuch zur Erforschung des Erdinnern.

Botanisiren war von jeher seine Lieblingsbeschäftigung.

In der Schule erregten seine zoologischen Kenntnisse großes und berechtigtes Aufsehen.

Auf der Universität, wo er Chemie studirte, that er es allen Altersgenossen in der gründlichen Untersuchung von Flüssigkeiten zuvor.



Doch scheint er dort den erwarteten Erfolg nicht gehabt zu haben,

denn bald sehen wir ihn durch weite Reisen seinen Gesichtskreis erweitern.

Dank seinem bedeutenden Aneignungsvermögen erweckten seine ornithologischen Studien

die Aufmerksamkeit hochgestellter Beamten,

deren Einfluß er es verdankte, mit Muße seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zergliedern fremder Körper, obliegen zu können.

Seine unausgesetzten Bemühungen, allen Dingen auf den Grund zu kommen,

verschafften ihm bald einen einträglichen Posten, der es ihm ermöglichte, sein Forschertalent ganz dem Entdecken neuer Stoffe zu widmen.

Dampfer und Seeschiffe. Bei Salvaterra theilt er sich in zwei Arme, bildet ein sumpfiges Delta und mündet dann in die weite Bai von Lissabon.

Johanna Stegen in der Schlacht bei Lüneburg.

(Mit Bild auf Seite 156.)

Am Morgen des 2. April 1813 begannen die Preußen und Russen vereint den Sturm auf das von den Franzosen unter Morand besetzte Lüneburg und eroberten die Stadt nach hartem Kampfe. Die Franzosen mußten den Rückzug antreten und sich im freien Felde der Verfolger erwehren. Die preußischen Füsiliere zumal bedrängten sie hart, doch begann den Angreifern schließlich die Munition auszugehen. Aber im rechten Augenblick kam Hilfe. Ein junges Bürgermädchen aus Lüneburg, Johanna Stegen, erschien in den Reihen der Kämpfenden, die Schürze mit Patronen gefüllt, die sie aus dem weit zurückgebliebenen Munitionswagen geholt hatte. Wie unser Bild auf S. 156 es darstellt, theilte sie die Munition, obwohl umschwirrt von den feindlichen Kugeln, unerschrocken an die Füsiliere aus. Dadurch wurde der Sieg gesichert. Schwer verwundet fiel General Morand in die Hände der Preußen; die meisten seiner Leute wurden getödtet oder gefangen, seine Geschütze genommen.

Vermittelte Liebe.

Novellette von **Heinrich Vogel.**

(Nachdruck verboten.)

Leonie, die seit etwas mehr als einem Jahre glücklich verheirathete hübsche junge Frau des Arztes Doktor Halm, saß gelangweilt in ihrem niedlichen Salon. Sie hatte einen Roman vor sich, der jedoch ihre Aufmerksamkeit nicht völlig zu fesseln vermochte, denn sie las nur zeitweilig und zerstreut darin. Endlich ließ sie das Buch ganz achtlos in den Schoß gleiten und gähnte, gähnte und seufzte. Ach, wenn nur Jemand käme, der sie dieser öden Langweile entrisse! Ihr Mann war schon seit einigen Tagen in einer Erbschaftsangelegenheit verreist, und ihr schmuckes kleines Heim, das ihr sonst so viel Freude und Behagen bereitet, erschien ihr nun leer und verödet.

Wo nur alle ihre guten Freundinnen stecken mochten, daß keine sie besuchte?! Früher, da Leonie noch ledig gewesen, kamen sie ihr nur zu oft, während sie jetzt thaten, als hätte Leonie nie existirt. Wie schlecht, wie undankbar und treulos die Welt war! Und wie falsch solche Freundinnen! Leonie grollte ihnen ernstlich. Sie vergaß dabei nur, daß sie selbst es gewesen, welche vom Tage ihrer Verheirathung an, ganz erfüllt von ihrem jungen Eheglück, die Freundinnen vernachlässigt und gemieden hatte und nun blos das erntete, was sie in glücklicher Selbstvergessenheit gesäet.

Da ertönte draußen die Glocke. Leonie richtete sich erwartungsvoll auf. Wer es nur sein konnte? Sie hörte das Dienstmädchen öffnen. Gleich darauf klopfte mit einem gewissen Ungestüm eine zarte Hand an die Thür.

„Herein!"

Ein junges blühendes Mädchen trat mit hastigen Schritten ein.

„Guten Tag, Leonie. Ich störe doch nicht?"

„Keineswegs, liebe Bertha. Ich langweile mich schrecklich und bin herzlich froh über Deinen Besuch. Aber was führt Dich so unvermuthet hierher?"

Die Eingetretene entledigte sich rasch ihres Hutes und Umhanges und zog dann die Freundin, ihren Arm um deren Nacken schlingend, zum Divan hin.

„O, Leonie, mich führt nichts Geringes her. Ich möchte mir von Dir Trost und Rath holen. So unglücklich wie jetzt habe ich mich noch nie gefühlt!"

„Nun, gar so arg wird es mit Deinem Unglück wohl nicht sein," erwiederte die Freundin und erfaßte dabei theilnahmsvoll die kleine Hand der Freundin. Sie streichelte dieselbe eine Weile und setzte dann hinzu: „Aber so sprich Dich doch aus, Kind des Schmerzes, erleichtere Dein Herz!"

„Ja, spotte nur!" versetzte Bertha unmuthig. „Denk' Dir, meine Eltern wollen mich verheirathen"

„Verheirathen?" gab Leonie zurück. „Und das nennst Du ein Unglück? Ich denke, dieses „Unglück" trifft die Meisten einmal im Leben, doch die Wenigsten dürften darüber so fühlen wie Du."

„Ja, aber sie wollen mich mit einem Menschen verheirathen, den ich gar nicht kenne, nie gesehen habe. Und Du weißt, wie ich gegen solche Parthien bin. Ich will nichts wissen von solch „vermittelter" Liebe mit einem Prozent Provision."

„Vermittelte Liebe! Hahaha! Köstlich!" lachte Leonie. „Woher hast Du nur dies Wort? Sicherlich aus der Leihbibliothek."

„Was fällt Dir ein!" entgegnete Bertha fast entrüstet. „Das hab' ich von hier — jawohl, von hier." Sie deutete dabei stolz auf ihre kleine „Denkerstirne", welche von goldblonden Löckchen neckisch umgeben war.

„Aber," begann sie gleich wieder, „ich werde ihn nie heirathen, nie in meinem ganzen Leben. Denn ich hasse ihn, ich hasse ihn im Voraus, ohne ihn zu kennen. In drei Tagen soll die Verlobung sein, ohne daß er mir vorgestellt worden wäre, oder daß ich ihn gesehen. Kein Funken Poesie ist bei der Geschichte, lediglich feierliche Geschäftlichkeit, berechnende Prosa... zum Herzbrechen! Ach, ich habe mir das so romantisch vorgestellt... eine Kahnparthie... das heißt, eine Kahnfahrt wollt' ich sagen. Ein schaukelndes Boot..., ein venetianischer Blauhimmel, und der gute, lachende Mond."

„Wie recht hätte er, wenn er dazu lachte! Du träumst also sozusagen vom Sichfinden zweier gleichgearteter schöner Seelen bei Wassergeplätscher und Mondschein. Du willst Dich im Freien verloben, auf einem See und nicht auf dem trockenen Lande, am wenigsten in einem Salon. Du hast es wirklich weit gebracht im Idealismus!"

„Dir ist's leicht zu witzeln. Du bist glücklich verheirathet."

„Ja, denke nur, und trotzdem habe ich mich mit Albert nicht bei Mondschein verlobt. — Doch — hat es draußen nicht geläutet? Entschuldige einen Moment. Vielleicht ist's ein Patient. Albert ist ja verreist."

Und die liebenswürdige Spötterin schloß mit Schnelligkeit die Thür. Als sie nach kurzer Zeit wiederkehrte, fragte sie lächelnd: „Nun, liebe Bertha, hast Du meine Abwesenheit benützt, um Deine Romantik ein wenig niedriger zu stimmen? Schau, liebes Kind, in der Ehe verfliegt das doch bald. Ich halte es daher für das Beste, wenn Du Dich mit Deinem gehaßten unbekannten Zukünftigen zu befreunden bemühst. Die Liebe wird schon kommen."

„Nein, die Liebe muß da sein. Ich verabscheue eine solche, die erst kommen soll. Nein, nein, nein!"

„Aber sag' mir nur, wer er ist, der Unglückliche, den Du so hassest? Wer ist es, und wie heißt er?"

„Er ist so ein Geschäftsmensch — Kassirer bei der Bank — ein gewisser Fritz Preller. Ach, wie verhaßt mir der Name ist. Ich mag ihn gar nicht hören, viel weniger noch aussprechen."

„Ein gewisser Fritz Preller hast Du gesagt?" fragte Leonie forschend.

„Jawohl," versetzte Bertha. „Kennst Du ihn vielleicht?"

„Nein, nein," sprach Leonie schnell gefaßt mit möglichster Gleichgiltigkeit. „Ich höre den Namen zum ersten Male. Also Fritz Preller heißt er? Schau, schau."

„Ja, aber ich bitte Dich, wiederhole den Namen nicht mehr. Ich mag ihn nicht ausstehen."

„Nun, wie Du willst," sagte Leonie, die mit einem Male sehr zerstreut und nachdenklich geworden war. „Ich will seiner nicht mehr erwähnen. Ich muß aber gestehen, daß Du überaus komisch bist."

„Ob komisch oder nicht, ich mag eben nie und nimmermehr einen solchen „vermittelten" Mann heirathen. Doch jetzt leb' wohl, ich muß heim. Wir haben heute Besuch von Verwandten aus der Provinz."

Und die kleine unglückliche Schwärmerin erhob sich, nahm Hut und Schirm und rüstete sich zum Gehen.

„Also leb' wohl," sagte auch Leonie, sich erhebend. „Wann kommst Du wieder?"

„Bald, in einigen Tagen. In drei Tagen soll ich ihm vorgestellt werden, wahrscheinlich wird mit der Vorstellung zugleich die Verlobung stattfinden. Aber ich mag nicht, ich werde an diesem Tage gar nicht zu Hause sein. Ich komme zu Dir."

„Zu mir? Wie sagst Du? In drei Tagen soll die Vorstellung und damit zugleich die Verlobung sein, und Du willst vor derselben fliehen? Nein. Weißt Du was? Komm' schon früher her — übermorgen! Vielleicht kann ich Dir helfen oder rathen. Frage jetzt nicht, sondern geh' und komme übermorgen — aber gewiß! Verstehst Du?"

„Gut, ich werde kommen," sagte Bertha, deren Gesicht bei den letzten Worten ihrer Freundin ein Schimmer freudiger Hoffnung überflogen hatte. „Ich bin sehr neugierig auf Deinen Rath und Deine Hilfe."

Sie küßten sich und schieden.

Kaum war Leonie allein, so flog sie an den eleganten Schreibtisch und warf hastig einige Zeilen auf ein Billet, verschloß es und läutete sodann der Dienerin, dieser das Briefchen mit der Weisung überreichend, dasselbe sofort zur Post zu geben. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und dachte lange und angelegentlich nach. Und je länger sie nachdachte, desto heiterer wurde sie, lachte öfters auf und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ja, so wird es gehen — famos! O, wie freue ich mich über meinen Einfall! Hoffentlich gelingt alles nach Wunsch, und dann will ich das dumme Gesicht der kleinen Schwärmerin sehen. Wenn nur schon übermorgen wäre! Und wenn nur der liebe Albert dabei wäre, um seine Freude an dem Spaß mit zu haben; schade, daß er gerade jetzt fort sein muß. Aber ich will ihm gleich von der Intrigue berichten, die ich da eingeleitet. Hahaha! Der lange, blonde, sanfte Fritz, und die kleine trotzige, wilde Bertha — —"

Und abermals griff sie zur Feder und schrieb, etwas länger als früher, dabei noch immer ihr fröhliches helles Lachen hören lassend.

Zwei Tage nachher saß Leonie wieder in ihrem Zimmer in augenscheinlicher erwartungsvoller Unruhe. So oft sich draußen etwas regte, fuhr sie nervös zusammen und blickte gespannt nach der Thüre. Ihre Ungeduld aber schien keine unangenehme zu sein, ihre Miene war im Gegentheil recht heiter und aufgeräumt.

Da läutete es draußen.

Bald darauf trat ein stattlicher, blonder, junger Mann in's Zimmer, Leonie herzlich begrüßend. Die junge Frau war erfreut aufgesprungen und erwiederte den Gruß auf das Liebenswürdigste.

„Das ist schön, daß Sie gekommen sind, lieber Freund. Sie sind pünktlich."

„Pünktlichkeit ist uns Bureaumenschen zur

zweiten Natur geworden," versetzte der junge Mann artig. „Aber Sie haben mir geschrieben, gnädige Frau —"

„Ja, ich hab' es gethan. Doch, bitte, nehmen Sie Platz. Ich habe Ihnen viel zu erzählen, Sie noch mehr zu fragen. Schade, daß mein Mann verreist ist — Sie wissen, in der leidigen Erbschaftsangelegenheit, die jetzt endlich zum Abschluß zu kommen scheint. Er kommt erst nächste Woche zurück. Sie können sich denken, wie entsetzlich ich mich daher langweile, und ich habe da eine kleine Intrigue eingeleitet, bei der ich Ihrer Mithilfe nicht entrathen kann. Versprechen Sie mir dieselbe?"

„Meine Mithilfe? Und bei einer Intrigue?" fragte der junge Mann einigermaßen verblüfft. „Und ich soll da mithelfen?"

„Ja, Sie, lieber Freund, nur Sie! Niemand als Sie könnte mir dabei helfen. Ihnen vertraue ich rückhaltlos, denn Ihres Taktes, wie Ihrer Verschwiegenheit bin ich sicher."

„Ihr Vertrauen in mich ist sehr schmeichelhaft, aber —"

„Kein Aber — Sie müssen — ich zähle auf Sie, ich habe es mir in den Kopf gesetzt."

„Ja, aber wie könnte ich darin nur helfen? Sie wissen, daß ich kein Freund von Schleichwegen und Intriguen bin."

„Ich weiß es nur zu gut. Ich kenne Ihr schauderhaftes Phlegma, lieber Preller. Aber diesmal müssen Sie mir zu Liebe schon eine Ausnahme machen. Uebrigens fürchten Sie nichts. Ich verlange von Ihnen durchaus nichts Unrechtes — Ihre Ehrenhaftigkeit und alle anderen guten Eigenschaften sollen in nichts auf die Probe gestellt werden."

„Davon bin ich im Voraus überzeugt, gnädige Frau. Doch um was handelt es sich denn?"

„Ich werde Sie sofort in die Details meiner kleinen Intrigue einweihen. Es handelt sich um ein Menschenherz — ein Menschenglück, und Sie, Herr Fritz Preller, sollen der Retter sein."

„Ich — inwiefern?"

„Ja, Sie! Denken Sie sich, eine meiner Freundinnen, eine kleine Träumerin, soll heirathen, das heißt verkuppelt werden. Die Eltern wollen sie an einen ihr ganz Unbekannten binden, und sie sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen. Sie ist jung, schön, vermögend — hat aber ein Herz, ein empfindsames Herz, und dieses wehrt sich nach Kräften gegen eine solche moderne, prosaisch-nüchterne Konvenienzehe, bei der alle Romantik fehlt."

„Eine Konvenienzehe?" Fritz Preller zuckte zusammen. „O, da bin ich ein schlechter Helfer. In genau eben dieser Lage befinde ich mich selbst."

„Sie?" Leonie spielte die Erstaunte.

„Zu dienen, gnädige Frau, ich in eigener Person. Auch meine Verwandten wollen mich mit einer ganz Unbekannten verheirathen. Sie ist, wie Ihre Freundin, jung, hübsch und vermögend. Doch habe ich wenig Lust, mich so verkaufen zu lassen."

„Also auch Sie?" lachte Leonie und klatschte in die Hände. „Das trifft sich ja herrlich. Nun muß ich Sie um so mehr mit meiner Freundin bekannt machen. Dann kommen zwei Schicksals- und Leidensgenossen zusammen. Schütten Sie gegenseitig ihre Herzen voreinander aus, trösten Sie sich gegenseitig — wer weiß, wozu es gut ist — vielleicht findet ihr Gefallen aneinander und verliebt euch, heirathet und spielt so Jedes den Retter des Anderen... Aber da läutet es eben, das ist sicher meine kleine, verzweifelte Freundin, sie kommt, um sich von mir Trost und Rath zu holen. Thun Sie also, wie ich Sie geheißen. Sie thun ein gutes Werk. — Doch jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Damit war sie hinausgeeilt und ließ den jungen Mann allein, der nicht wußte, wie er über die übermüthige Frau denken sollte. Aber da öffnete sich schon wieder die Thüre, und Leonie in Begleitung eines reizenden jungen Mädchens trat ein. In freundlichem Geplauder stellte sie die Beiden einander vor, dabei aber sprach sie die Namen so undeutlich aus, daß weder Bertha noch der junge Mann etwas davon verstanden und Beide, wie es bei Vorstellungen meist geschieht, nicht wußten, wen sie vor sich hatten.

„Hahaha!" lachte Leonie freundlich weiter. „Denke Dir, liebe Bertha, da hast Du einen Schicksalsgenossen vor Dir. Dem Herrn da steht dasselbe bevor, wie Dir. Hahaha!"

Bertha war verwundert und sah Beide fragend an.

„Ich verstehe Dich nicht, liebe Leonie."

„Nicht? Nun, dann soll es Dir der Herr selbst erzählen. Doch jetzt entschuldigt mich Beide einen Augenblick; es hat, glaube ich, abermals geläutet."

Obwohl Beide bestimmt wußten, daß es nicht geläutet hatte, berichtigte doch Keines den Irrthum. Die junge Frau aber eilte hinaus und ließ die Schicksalsgenossen allein.

Sowohl sie als auch er waren etwas verwirrt. Der junge Mann aber faßte sich rasch und blickte forschend zu dem jungen, bildschönen Mädchen auf. Dieses dagegen senkte befangen und erröthend den Blick. Es entstand ein unbehagliches Schweigen, und um dasselbe zu brechen, stürzte der junge Mann sich kopfüber in ein längeres Gespräch.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich das übliche Wettergespräch überspringe. Denken Sie deshalb nicht übel von mir. Aber ich hörte zuvor von Ihrer Freundin, daß wir Leidensgenossen sind. So ist es wahr, daß Sie —"

„Jawohl, mein Herr — ich denke, ich kann es Ihnen wohl sagen. Zudem bin ich eine offenherzige Natur. Meine Eltern wollen eine Heirath vermitteln zwischen mir und noch irgend Jemand — so einem hergelaufenen Menschen. Da erklärte ich —"

„Sie erklärten —"

„— meiner Freundin nämlich, daß ich den — den — Menschen absolut — in keinem Falle — niemals heirathe. Ich bin riesig gegen zusammengekuppelte Heirathen. — Aber was werden Sie von mir denken, mein Herr," schloß Bertha, sich besinnend und abermals erröthend, „daß ich Ihnen so intime Dinge schnurstracks erzähle! Doch Sie haben so etwas Vertrauenerweckendes — und ich gebe so viel — auf den ersten Eindruck."

„Ich muß Ihnen danken dafür. Uebrigens bin ich der gleichen Ansicht, was die — wie sagten Sie nur — zusammengekuppelten Heirathen betrifft. Darin harmoniren wir prächtig."

„Das freut mich herzlich."

„Ja, auch meine Verwandten wollen mich im raschesten Tempo mit — mit so einer — reichen Gans verehelichen. Ich aber sträube mich gegen diese Vernunftehe, ich bin ein wenig Romantiker. Nicht wahr, eine verzeihliche Schwäche."

„Verzeihliche Schwäche?" versetzte Bertha lebhaft. „Im Gegentheil, das ist ein nicht hoch genug zu veranschlagender Vorzug, den man so selten heute bei den jungen Männern findet. Das gefällt mir außerordentlich an Ihnen."

„O, ich fühle mich sehr geschmeichelt durch diese Zustimmung."

„Um auf unser Thema zu kommen — ich hasse meinen morgigen Verlobten im Voraus. Ich kenne den Menschen gar nicht und habe ihm in Gedanken schon ein Dutzend Körbe gegeben."

„Glauben Sie, ich hasse jene reiche Gans weniger als Sie Ihren Menschen? Ich bin ihr ebenfalls noch nicht vorgestellt — das ist das Schöne an der Sache. O, ich hätte niemals gedacht, daß ich ein weibliches Wesen unbekannterweise so zu hassen vermöchte."

„Wie entzückend ist die Harmonie unseres Hasses!"

„Sagen Sie lieber unserer Seelen, verehrtes Fräulein."

„Die Herrschaften scheinen sich da ja brillant zu unterhalten," ertönte da die Stimme der wieder eintretenden Freundin. „Verzeiht, daß ich euch früher in aller Eile so flüchtig vorgestellt habe. Ich will es nachholen. Hier — Herr Fritz Preller."

„W—a—a—s?" zitterte es gedehnt von Bertha's Lippen.

„Und hier — Fräulein Bertha Willing."

„Tausendmal Pardon, entschuldigen Sie, mein Fräulein — ich meinte — glaubte — dachte —" stotterte Fritz, während Bertha über und über roth wurde.

„Ersparen Sie sich die weiteren Entschuldigungen," lachte Leonie. „Es freut mich nur, daß ihr euch so herzlich ausgesprochen und so niedliche Wahrheiten an den Kopf geworfen habt."

„Wie, Fräulein, Sie sind also wirklich — meine morgige Braut?"

„Und Sie sind mein zukünftiger Verlobter?" kam es gleichzeitig von vier Lippen.

„Also doch auf festem Lande, ohne Kahnpartie? Du kleine, geheilte Patientin!" flüsterte Leonie dazwischen.

Die beiden überraschten Leutchen konnten sich vor Schreck kaum erholen. Sie schwiegen betroffen und wagten nicht einmal verstohlene Blicke.

Rettend mischte sich nun Leonie ein.

„Warum dieses plötzliche Verstummen? Genirt euch doch nicht vor mir und schweigt nicht so thöricht. Fahrt fort und thut euren überströmenden Gefühlen keinen Zwang an."

„Das ist wahr! Bertha, ich — ich — liebe Sie!"

„Was? Fritz! Vor — ihr!?"

Fritz aber that seinen Gefühlen keinen weiteren Zwang an und gab Bertha einige tiefempfundene Verlobungsküsse. Bertha sah noch immer mit hilflosen Blicken, durch und durch beschämt, zu ihrer Freundin hinüber.

Diese meinte jedoch schalkhaft: „Kinder, Kinder, haßt euch nur schön weiter. Hahaha! Das ist so anheimelnd. Und Sie, Freund — haben mir nun doch geholfen, meine kleine Intrigue durchzuführen!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Königliche Rache. — Einer der erbittertsten Gegner des großen französischen Königs Heinrich IV. in seinen Kämpfen mit der sogenannten Ligue war der Herzog von Mayenne, der nicht nur wegen seines ausgesprochenen Hasses gegen Heinrich, sondern auch körperlich durch einen das Durchschnittsmaß weit übersteigenden Körperumfang noch über Frankreichs Grenzen hinaus bekannt war. Unfähig, durch Waffengewalt die Macht des von ihm tödtlich Gehaßten zu brechen, wandte er alle Mittel kleinlicher Intrigue an, demselben das Dasein zu erschweren, ja, wie es heißt, soll sogar ein Giftmordversuch gegen Heinrich auf Mayenne's Anregung zurückzuführen sein.

Diese fortgesetzten Gehässigkeiten empörten am Ende selbst die großmüthige Seele König Heinrich's, und bei einem erneuten heimtückischen Angriff des Herzogs schwur er in Gegenwart seines Hofes, daß, falls der Herzog von Mayenne in seine Gewalt gerathe, er an diesem seinem schlimmsten Feinde eine exemplarische Rache vollziehen werde.

Endlich war die Ligue besiegt, und eines der letzten Häupter derselben, der sich dem Zwange fügte, war der Herzog von Mayenne. Heinrich gab Befehl, den bezwungenen Feind nach Paris vor sein

Angesicht zu führen. Hier in der Residenz sollte der tückische Widersacher den Lohn seiner Handlungen erfahren. — Vergebens verwandten sich dem König nachstehende Persönlichkeiten für Mayenne, der sonst so milde Sinn des Herrschers zeigte sich unbeugsam, er erklärte, daß er nicht beabsichtige, dem Herzog an's Leben zu gehen, wohl aber wolle er denselben an seiner empfindlichsten Seite treffen. — In tödtlicher Angst traf der Herzog unter guter Bewachung in Paris ein. Die Audienz bei dem Könige fand am nächsten Morgen statt, und Heinrich hatte den Garten des Palais Luxembourg zum Empfang seines langjährigen Feindes bestimmt. Der dicke Herr, den Angst und Sommerhitze gleich plagten, bewegte sich nur mühsam vorwärts. Nun, er brauchte nicht weit zu gehen, denn schon wenige Schritte hinter dem Eingangsthor stieß er auf den König, der, nur von seinem treuen Minister Sully begleitet, ihm entgegenkam und seinen Gast in freundlichster Weise willkommen hieß. Dieser unerwartete Empfang verwirrte den Herzog so vollkommen, daß er, so schwer es bei seinem Umfang ihm auch werden mochte, seine Kniee vor dem bisherigen Todfeind beugte. Heinrich hob den dicken Herrn mit Mühe wieder empor, und den Arm Mayenne's nehmend, lud er denselben unter dem Vorwand, ihm Garten und Park zu zeigen, zu einem Spaziergang ein. Mit keinem Worte gedachte der Herrscher bei dieser Gelegenheit der vergangenen Zeit, er plauderte über alles Mögliche mit seinem Gast, ging aber vom langsamen Spazierschritt nach und nach zu einer Gangart über, die fast dem Schnelllauf gleich kam. Röchelnd, pustend versuchte Mayenne, der sich nicht getraute, den König um eine Aenderung seines Schrittes anzugehen, an des Herrschers Seite zu bleiben, — der Schweiß rann in Strömen von seiner Stirn, aber Heinrich schien den erbarmungswürdigen Zustand seines Begleiters nicht eher zu bemerken, bis eine volle Stunde seit dem Antritt des Spaziergangs verstrichen war. Da blieb er plötzlich vor einer Laube stehen und wandte sich mit der Frage an den dicken Herrn, ob er durch die etwas rasche Bewegung vielleicht ermüdet sei.

„Majestät, noch eine Minute und ich bin todt," ächzte Mayenne, der sich kaum noch auf den Beinen zu halten vermochte.

„So ruht hier in der Laube aus," erwiederte der König; „ich werde für eine Sänfte sorgen, die Euch in's Schloß zu einem guten Frühstück bringen soll, denn von dieser Stunde an, Herzog von Mayenne, seid Ihr mein Gast, und Alles, was uns trennt, ist vergessen und vergeben."

„Majestät," rief der Herzog erschüttert, „und Sie werden sich nicht rächen, wie Sie geschworen haben?"

„Ich habe bereits meinen Schwur erfüllt," sagte Heinrich lachend. „Ich gelobte, Euch an Eurer empfindlichsten Stelle zu treffen, und ich glaube, Ihr habt es in der verflossenen Stunde wohl gefühlt, wie sich Heinrich von Navarra zu rächen versteht."

Beschämung und Rührung verdunkelten die Augen des Herzogs, und fortan gab es keinen wärmeren Anhänger Heinrich's IV., als Mayenne.

Die Kunde der königlichen Rache aber, die sich rasch im Lande verbreitete, ward ein neues Band, mit welchem der geliebte Herrscher die Herzen Frankreichs an sich zu ketten verstand. [H. H—d.]

Ein echt mittelalterliches Studentenstückchen. — Im Jahre 1510 sollte ein Erfurter Student, der im Duell seinen Gegner erstochen hatte, gerädert werden. Der Verurtheilte balgte sich mit dem Henker auf dem Rabenstein herum und fiel schließlich mit ihm vom Gemäuer herunter. Hier gelang es endlich dem Scharfrichter, sein Opfer zu überwältigen, und, weil er keinen Strick bei sich hatte, band er ihm die Hände mit dem Riemen, an welchem seine Geldtasche hing, an die Leiter, dann stieg er hinauf, Stricke zu holen. Kaum war er jedoch hinaufgestiegen, als die Studenten ihren Kameraden mit der Leiter und sammt des Henkers Geldtasche hinwegführten, darin sich die drei Gulden befanden, welche ihm für die Studentenhinrichtung vom Rathe pränumerando gezahlt worden waren — unter Hussa und Halloh und des Volkes unbändigem Gelächter. [E. K.]

Die beste Grabschrift. — Als William Penn gestorben war und ein kostbarer Denkstein über seinem Grabe errichtet werden sollte, sandten die Indianer Deputirte in die Kolonie mit der Bitte, man möge in ihrem Namen folgende Worte auf das Denkmal schreiben: „William Penn war ein guter Mann!" Und die Quäker fanden, daß durch diese Inschrift jede andere überflüssig wurde. [E. K.]

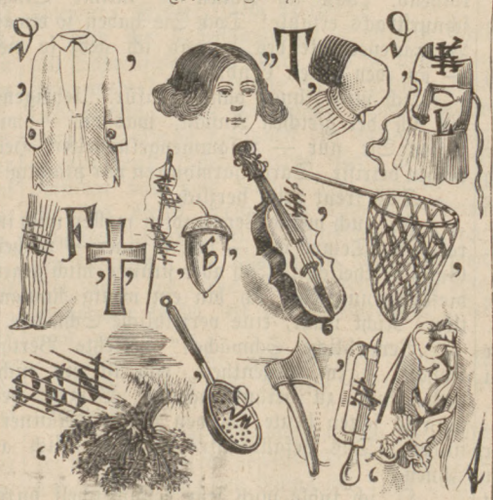
Das Innere des Stephansdomes in Wien.

Das Innere des Stephansdomes in Wien.

(Mit Abbildung.)

Ein weithin sichtbares Wahrzeichen der schönen Kaiserstadt an der Donau ist die hohe Thurmspitze des berühmten Stephansdomes. Im Inneren des ehrwürdigen Gotteshauses, wohin uns die Abbildung versetzt, tragen achtzehn hoch emporstrebende Pfeiler, jeder mit sechs Steinbildern verziert, das Gewölbe. Im Hauptchor erhebt sich der 1647 von Jakob Bock aus schwarzem Marmor gefertigte Hochaltar. Hervorzuheben sind ferner: der alte deutsche Flügelaltar im rechten Seitenchor und die alten gothischen Altäre im linken, wie in der Tauf- und in der Barbarakapelle, die 1430 vollendete gothische Kanzel im Mittelschiff und die geschnitzten Chorstühle. Unter den Grabmonumenten verdienen erwähnt zu werden: der Sarkophag des Kaisers Friedrich III. († 1493), das Grabmal des Prinzen Eugen und das des Feldmarschalls Emanuel von Savoyen. Unter dem Chor liegt die Gruft, worin seit Ferdinand II. die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses beigesetzt werden.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösung des Bilder-Räthsels „Eine Visitenkarte" in Nr. 19: Die Anzahl der Maiglöckchen an jedem Zweiglein gibt die Reihenfolge an, in der die Buchstaben auf der Karte zusammenzustellen sind. Von 1 bis 8 fortlaufend geordnet (jeder Zweig zeigt auf einen Buchstaben) ergibt sich der Name: Prinz Mai.

Veränderungs-Aufgabe.

1) HEBEL, 2) ARENA, 3) ABEL, 4) LACK, 5) ALBA, 6) EGER, 7) HEINZ, 8) FRIESE, 9) WACHE, 10) GICHT, 11) MAUS.

Aus jedem dieser Wörter soll dadurch ein anderes Wort gebildet werden, daß man sowohl die Anfangs- als auch die Endbuchstaben (Kopf und Fuß) verändert; zum Beispiel Husten = **Auster**, Haus = **Gaul**, Ruder = **Pudel**. Die neuen Wörter nennen: 1) einen Körpertheil, 2) einen Frauennamen, 3) einen Vierfüßler, 4) einen deutschen Komponisten, 5) einen Fluß, 6) einen Vierfüßler, 7) einen Fluß in Frankreich, 8) eine österreichische Handelsstadt, 9) einen Vierfüßler, 10) einen Baum, 11) ein Verbrechen. — Liest man die neuen Anfangs- und Endbuchstaben (die letzteren in umgekehrter Reihenfolge) nacheinander ab, so ergibt sich ein deutscher Sinnspruch.

Auflösung folgt in Nr. 21.

Auflösungen von Nr. 19:

des Schieb-Räthsels: Stein, Stearin, Stern;
des Kapsel-Räthsels: Toast, Tourist.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.